

Nr. 107. Bromberg, den 24. Mai 1928.

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von Willy Harms.

Vertrieb: Carl Duncker-Verlag, Berlin W. 62.

(6. Fortsetzung.)

„Fünfzehn bis zwanzig Jungs und Mädels von denen, die Ostern aus der Schule entlassen werden, möchte ich um mich sammeln. Ehe der einförmige Alltag sie packt, sollen sie einen Teil der blutvollen Welt sehen, sollen ihn mit hineinnehmen in Werkstatt und Kinderstube. Vielleicht bleibt diese Gelegenheit die einzige, in Gegenden zu kommen, wo Kleckerfelds Kirchturm nicht mehr sichtbar ist. Unterwegs feiern wir irgendwo Ostern. Wo dies Irgendwo sein wird, weiß ich nicht. Aber wenn wir unsere Räder mitnehmen, werden wir schon ein schönes Fleckchen Erde finden."

„Daran, daß Sie Ihre eigenen Ferien opfern, denken Sie nicht", sagte Frau Moormann.

„Stellen Sie mich nur nicht als Wohltäter hin. Damit treffen Sie mich an meiner verwundbarsten Stelle. Krassester Egoismus treibt mich. Ich will mich freuen am Genießen der Kinder. Das ist mein Hauptgrund zur Reise. Und daß der Weise aus Zürich nicht umsonst gesprochen hat: Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem gold'nen Überfluß der Welt!"

„Hoffentlich wird aus Ihrem Vorhaben etwas!"

„Ich höre einen starken Zweifel aus Ihren Worten, Frau Moormann. Aber teuer wird die Reise nicht. Wir kochen selber und sind anspruchslos wie Diogenes. Das ist das Sonderbare an der Anspruchslosigkeit, daß sie zur Freude wird, wenn man ihr das leichte Sportgewand umhängt."

„Ich dachte nicht nur an die Kosten, sondern an Widerstände, die im Wesen Kleckerfelds liegen. Sie deuteten eben schon an, daß viele Eltern wenig von der Welt gesehen haben. Ob diesen Ihre Gründe vom goldenen Überfluß gewichtig genug sein werden?"

„Den Versuch mache ich jedenfalls."

„In den Monaten Ihres Hierseins sind Ihnen Kleckerfeldsche Gedankengänge noch nicht ganz geläufig geworden, aber Sie haben schon erfahren, daß sie ihre Eigenart haben."

„Und wohin soll die Reise gehen?" fragte Grete Moormann.

„Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Die Welt ist überall schön. Aber ich kann nun mit dem Zweck meines Überfalls auf Sie, die Sie hier ahnungslos den Frühling genießen, nicht länger zurückhalten. Als ich Sie hier sitzen sah, habe ich Sie, Fräulein Moormann, in Gedanken sofort vor meinen Wagen gespannt. Mädels sind Mädels. Mit den Jungs will ich schon fertig werden, aber wenn ich morgens Zöpfe flechten oder ein Kleid reparieren soll, wird die Sache kritisch. Wollen Sie das Kommando über die bezopfte Schar übernehmen? Sie dürfen nicht nein sagen. Sonst wird aus der Sache nichts."

„Ich soll mitkommen? So einfach in die Welt hinein?"

„Ja, ohne Fahrplan und Reiseführer. Wollen Sie?"

„Ich möchte schon, und mein Rad ist in Ordnung —"

„Dann liegt die Entscheidung nun bei Ihnen, Frau Moormann. Bedenken Sie: eine Freudensumme, die bis ins Alter hinein reichen soll, können Sie unseren Kindern schenken. Vertretung im Kinderheim wird zu beschaffen sein."

„Das schon —" Frau Moormann stockte.

„Vielleicht schließen sich auch noch Herr Laubengrund oder Fräulein Fahnert an."

„Ich denke an meinen Mann. Er singt, wie Sie sich wohl denken können, nicht gerade Ihr Loblied. Ob er gestattet, daß Grete sich anschließt?" — — „Ja, wir sind manchmal aneinandergeraten, doch da handelte es sich um pädagogische Auffassungen, wo wir verschiedener Meinung waren —"

„Sie wissen, daß mein Mann eine Forschernatur ist. Darum steht er diesen Dingen, über die wir sprechen, ziemlich fern. Sie sollen aber keinesfalls denken, daß Sie in seinen Augen —"

„— einen geistigen Defekt haben, wie die braven Kleckerfelder sonst annehmen. Dann will ich mein Möglichstes tun, die Verstimmung zu beseitigen."

Die drei Verschwörer beschlossen, ihren Plan noch einige Tage geheim zu halten. —

Herr Moormann ging in der Pause auf dem Schulhofe auf und ab. Er hatte die Aufsicht. Da sah er den Kollegen Busacker aus der Tür treten, das Frühstücksbrot in der Hand. Moormann ließ sich in seiner Wanderung nicht stören; er legte keinen Wert darauf, zu seiner Stulle verschrobene Ansichten zu genießen. Da hörte er Busackers Stimme schon neben sich.

„Eine Bitte habe ich an Sie. Es handelt sich um die beiden Naturgeschichtsstunden in meiner Klasse. Ich weiß, daß diese Stunden am besten bei Ihnen aufgehoben sind. Möchten Sie sie nach Ostern übernehmen und mir dafür zwei beliebige Stunden in Ihrer Klasse überlassen?"

Diese Tonart ließ Herr Moormann sich schon gefallen. „Das dürfte keine Schwierigkeiten machen."

„Auch der Grund, daß Sie bei der Stadtverordnetenversammlung für die Schule ein Mikroskop beantragt haben, veranlaßt mich zu meiner Bitte. Ich weiß mit dem Instrument nur mäßig umzugehen, möchte aber doch, daß diese Neuerwerbung für meine Klasse nutzbar gemacht wird."

„Sie sprechen schon von einer Neuerwerbung. Noch haben wir das Mikroskop nicht. Bei der bekannten Hartleibigkeit unserer Stadtvertreter ist es nicht sicher, ob wir es kriegen."

Und dann sprachen sie noch über das außergewöhnlich schöne Frühlingswetter, das die Aufsicht auf dem Schulhofe zu einem Vergnügen mache.

Als sie hineingingen, war die Stimmung Moormanns gegen Busacker um einige Grade gehoben.—

Einige Tage darauf erzählte Busacker von seinen Osterplänen im Lehrerzimmer.

„Ihr Vorhaben hat wenigstens den Vorzug, daß es in diesem Raum noch nicht gedacht worden ist." Das Urteil von Fräulein Bernhöft war noch am mildesten.

Busacker begegnete Abwehr und Spott, als er den Damen und Herren freistellte, sich als Führer an der Radfahrt zu beteiligen.

„Wie ist's? Darf ich auf Ihre Unterstützung rechnen, Herr Heiden?"

„Nee!" Heiden sprach sehr entschieden. „Sie überschätzen meine Gutmütigkeit!"

„Sie können doch fahren?"

„Und wie!" rief Fräulein Fahnert. Heiden, der den Schweiß wie die Sünde haßte, war als Rennfahrer stadtbekannt. Er fuhr in einem Tempo, daß ihn ein rüstiger Fußgänger überholte.

Er spielte fast den Beleidigten. „Mache ich einen solchen dummen Eindruck, daß Sie überhaupt auf den Ge-

danken kommen können, ich könnte mit von Ihrer Partie sein?"

„Ihre Frage, Herr Heiden, erinnert mich an einen Witz. Wenn Sie versprechen, mir nicht böse zu sein —"

„Her mit dem Witz! Dann will ich meinen Ärger über Ihre Anrempelung vergessen."

„Aber Sie sind der Leidtragende!"

„Das wissen Sie noch nicht! Los!"

„Möchten Sie lieber dümmer sein als aussehen oder dümmer aussehen als sein?"

Heiden dachte einen Augenblick intensiv nach. Dann hatte er die Antwort.

„Lieber dümmer aussehen als sein!" sagte er triumphierend.

„Halten Sie das für möglich?" fragte Busacker trocken.

Sogar Moormann stimmte mit ein in das helle Lachen des Kollegiums.

„Bin ich dem verdrehten Kerl doch auf den Leim gegangen! Was hätten Sie gesagt, wenn ich mich dafür entschieden hätte, ich wollte lieber dümmer sein als aussehen?"

„Dasselbe, Herr Heiden."

Nun lachte auch Heiden froh auf wie ein Kind, das von der Mutter ein gutes Ostergeschenk bekommen hat. Der Witz war ihm ein Geschenk. Mit ihm wollte er auf der Straße und im „Goldenen Stern" hausieren gehen, Leute mit ihm hineinlegen. Das sollte seine Ferienbeschäftigung sein. Sie war vernünftiger, als mit dem Rad planlos in der Weltgeschichte herumgondeln.

Busacker tat ihm leid. Er versuchte eine väterliche Beeinflussung.

„Wie kommen Sie nur darauf, sich auf diese Weise die Ferien zu verschandeln? Leiden Sie häufiger an solchen Anfällen?"

„Es sind doch unsere Schüler gewesen, Herr Heiden!"

„Wenn ich mich um alle sorgen wollte, die schon durch meine Hände gegangen sind, fände ich in keiner Nacht eine Minute Schlaf."

Körner schwang seinen Zwicker. „Herr Busacker will augenscheinlich auf seinem Vorsatz beharren. Eine Stellungnahme des Kollegiums —"

„— dürfte nicht vonnöten sein", unterbrach Moormann. „Die Eltern sind zuständig, da die Kinder schon aus der Schule entlassen sind."

Der Zwicker verschwand, für Körner war die Angelegenheit erledigt.

„Wollen Sie mir nicht helfen, Herr Laubengrund?"

„Ich kann nicht fahren", antwortete Laubengrund schüchtern. Er schämte sich seiner Unfähigkeit.

„Das ist eine Charakterschwäche, kein Geburtsfehler", spottete Heiden. „Er tritt lieber die Pedale am Klavier."

„Und Sie, Fräulein Fahnert? Es kommen voraussichtlich auch Mädchen mit, und ohne eine ordnende weibliche Hand geht es schlecht."

Heiden rief: „Zeigen Sie Ihre Hand her, ob sie ordentlich und weiblich ist!"

„Ihnen zum Ärger gehe ich vielleicht mit!" antwortete Fräulein Fahnert energisch. „Überlegen muß ich es mir allerdings noch."

Schulleiter Körner hatte eine unruhige Mittagsmahlzeit. Seine Tochter Lori wollte an der Osterfahrt teilnehmen und bettelte um die väterliche Erlaubnis. „Herr Busacker hat gesagt, die Reise würde sehr billig. Einfach wie die Spartaner wollen wir leben. Und das älteste Zeug sollen wir anziehen. Mutter, ich ziehe das dunkelblaue Matrosenkleid an!"

„Daraus wird nichts!" sagte der Vater. „Herr Busacker sollte Vernünftigeres tun, als euch Raupen in den Kopf setzen."

„Aber, Mann!" mahnte seine Frau. Die Bloßstellung Busackers vor Kinderohren war unkollegial.

Abere Körner wollte nicht, wollte durchaus nicht. Das ganze Kollegium hatte die Radfahrt abgelehnt, nach seiner Überzeugung mit gutem Recht. Und nun sollte er seine Tochter daran teilnehmen lassen? In eine total schiefe Stellung würde er kommen.

„Oder soll ich mein altes Sommerkleid anziehen, Mutter?"

„Du hörst es doch, daß Vater es nicht will!" war die Antwort. Sie gefiel Körner nicht, denn er hörte heraus, daß er mit seinem Widerstand allein war.

„Wohin soll denn die Reise gehen?" fragte die Mutter, halb besiegt.

Körner brauste auf. „Ihr habt doch gehört, daß ich es nicht will!"

„Beruhige dich! Man wird doch trotzdem über die Reise sprechen können."

Lori merkte Beistand und erzählte, daß Herr Busacker gesagt habe, sie führen immer mit dem Wind. Dann kämen sie schneller voran.

„Verrückt!" Körner war ärgerlich und kümmerte sich nicht um den mahnenden Fußtritt seiner Frau.

„Wie lange wollt ihr unterwegs sein?"

„Solange es uns gefällt, sagt Herr Busacker."

„So, nun busackert meinetwegen, soviel ihr wollt, ich will meinen Mittagsschlaf halten. Aber das sage ich euch klipp und klar: aus der Geschichte wird nichts!"

Aber aus der Geschichte wurde doch etwas, denn Körner hatte nicht mit der Hartnäckigkeit seiner Tochter gerechnet.

Am nächsten Mittag trat er einen halben Rückzug an. „Kein Vater wird so unvernünftig sein und seine Tochter den Zufälligkeiten einer planlosen Fahrerei aussetzen. Aber wenn deine Freundinnen die Erlaubnis bekommen, kannst du meinetwegen mitfahren."

Ganz logisch war die Erlaubnis nicht, aber sie brachte ihm zunächst Ruhe zu einem anständigen Mittagsschlaf.

Ähnliche Dialoge spielten sich in anderen Häusern ab, nur daß Lori Körner die elterliche Abwehr sehr erschwerte, denn sie gab vor ihren Freundinnen die verklausulierte Erlaubnis ihres Vaters als vollgültig aus. Was für Gegengründe sollten die Eltern noch ins Feld führen, wenn jeder mit dem Hinweis auf Lori Körner niedergeschlagen wurde? Hinunterschlucken mußten sie ihren Grimm gegen Busacker, der die Köpfe der Kinder verwirrte. Bald hatten sich bei Busacker anderthalb Dutzend Knaben und Mädchen gemeldet, die Tag und Nacht von der Radfahrt träumten.

Er reichte einen Antrag bei der Stadtverordneten-Versammlung ein, in dem er um eine Beihilfe für die in Aussicht genommene Schülerfahrt bat.

Bürgermeister Braun verlas die Begründung des Antrages, setzte sich auch selber für ihn ein. Es sei warm zu begrüßen, daß sich Männer fänden, die sich in selbstloser Weise in den Dienst der Jugend stellten.

Aber die Stadtverordneten gingen mit ihrem Bürgermeister nicht durch dick und dünn, und mit Redensarten von Selbstlosigkeit und Jugenddienst ließen sie sich nicht imponieren. Allgemein war man der Ansicht, daß für solche Zwecke der Stadtsäckel nicht da sei, und das Geld werde zu schwer verdient, als daß man es leichtsinniger Weise in die Ferne tragen sollte, denn die städtischen Handwerker und Kaufleute hätten von der Reise gar keinen Nutzen.

Schuhmachermeister Brandeis machte sogar den Vorschlag, sich an den Schulvorstand zu wenden, damit die Schuljugend bewahrt werde vor Erziehern, die das Interesse der Stadt so wenig verträten. Er konnte eine scharfe Sprache führen, denn erstens vertrat er die Stadtverordneten im Schulvorstand, und zweitens ließ Busacker die Schuhe bei seinem Konkurrenten besohlen. Nur dem Umstand, daß die Kinder nach Palmsonntag nicht mehr der Schulbehörde unterstanden, verdankte es Busacker, daß der Antrag auf sich beruhen blieb. Stadtverordneter Davids, zugleich Mitglied des Kirchengemeinderats, kam mit noch schärferem Geschütz. Es sei völlig ausgeschlossen, daß die Kinder noch die nötige Andacht bei der Konfirmationsfeier hätten, wenn am Tage darauf die Fahrt beginnen sollte. Es sei den Stadtverordneten schon aus religiösen Gründen unmöglich, die Hand zu einem Plan zu reichen, der die Seelen der Kinder gefährde. Außerdem hätten die Stadtverordneten in ihrer Jugend auch keine Fahrt ins Blaue gemacht und lebten doch.

Der Antrag Busacker wurde in seltener Einmütigkeit abgelehnt. Die Begründung der Ablehnung stand im Kleckerfelder Boten und hatte zur Folge, daß Busacker und alle, die sich ihm verschrieben hatten, in einen heidnischen Geruch kamen.

Es war für Busacker nur ein magerer Trost, daß in derselben Versammlung auch das Mikroskop von Herrn Moormann unter den Tisch gefallen war. — Busacker schloß sich Herrn Moormann an, als dieser mittags aus der Schule nach Hause ging.

„Wir sind Leidensgenossen, Herr Moormann. Die Stadtväter haben weder für Ihr Mikroskop noch für meinen Ausflug Verständnis gehabt."

Es war unpassend, Mikroskop und Ausflug in einem Atem zu nennen, als ob beides gleich wichtig wäre. Aber Moormann ließ die kleine Ungehörigkeit hingehen.

„Sie werden die Reise doch antreten?"

„Das denke ich. Aber das letzte Wort haben Sie."

„Soll ich für Ihre Fahrt ein Monatsgehalt opfern?" In scherzhaftem Ärger sprach Moormann. So leicht überwand er das Mikroskop nicht. — „Der Haken liegt anderswo. Fräulein Fahnert hat sich zwar zum Mitkommen bereit erklärt, aber besser wäre es schon, wenn wir noch eine Begleitperson hätten. An Ihr Fräulein Tochter habe ich gedacht. Sie weiß mit Kindern umzugehen. Ob Sie wohl gestatten, daß Ihr Fräulein Tochter sich uns anschließt, falls sie Spaß an der Sache hat? Freilich verlange ich ein Opfer von ihr, aber das Opfer wird der Jugend gebracht. Sie selber opfern der Jugend Ihre Zeit ja auch, wenn Sie die naturwissenschaftliche Sammlung unserer Schule vervollständigen. Die Tochter würde also in den Fußspuren des Vaters wandeln."

Herr Moormann überlegte einen Augenblick. Gerade in der letzten Zeit hatte seine Frau manchmal von Gretes Winterfarbe gesprochen, hatte der ewigen Stubenluft die Schuld gegeben. Man müsse sehen, ob sie im Sommer einige Wochen ausspannen könne.

„Wenn meine Tochter will, kann sie sich meinetwegen gern anschließen."

Auch der Ärger über die Stadtverordneten war ein Grund, daß er die Teilnahme an der Fahrt gestattete.

Wenn Grete Moormann nicht die väterliche Erlaubnis bekommen hätte, wäre die Freude der Kinder zerronnen. Denn die Mutter von Fräulein Fahnert erkrankte plötzlich, und ihre Tochter mußte zur Pflege zurückbleiben. Grete Moormann war jetzt Busackers einzige Stütze. —

Einige Tage vor Palmsonntag trat Frau Moormann in seine Stube.

Er erschrak. „Ihre Tochter kommt doch mit?"

„Sie kommt sogar gern mit. Ich bin aus einem anderen Grunde gekommen."

Sie guckte nach den Staren, die in den Obstbäumen mit den Flügeln schlugen. Jäh wandte sie den Kopf.

„Ich wollte Sie nur fragen, Herr Busacker, ob Sie ein Freibeuter sind."

Blick brannte in Blick. Karsten Busacker reichte ihr mit hartem Druck die Hand. „Nein, Frau Moormann, ich bin kein Freibeuter."

„Dann ist es gut, und ich kann nun gehen. Sie nehmen mir meine Frage nicht übel?"

„Nein, eine Mutter darf alles fragen."

„Das meine ich auch."

Sinnend blickte Busacker ihr nach, als sie über die Straße schritt.

(Fortsetzung folgt.)

Otto Lilienthal.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage am 23. Mai 1928.

Von Anna Lilienthal.

In die hochgehenden Wogen der Politik, in die den kühnen Ozeanfliegern geltende Begeisterung fällt der achtzigste Geburtstag Otto Lilienthals, eines Mannes, dem die Mitwelt zu Lebzeiten keinen Lorbeer gewunden hat. Heute ist er als Begründer der Flugtechnik anerkannt und wird als solcher seinen Platz in der Geschichte des Flugwesens behalten. Auf der Höhe seines Schaffens stürzte er bei einem Gleitfluge in den Rhinower Bergen ab und starb am nächsten Tage, dem 10. August 1896, in der Bergmannschen Klinik zu Berlin, ein Opfer der Idee des vogelgleichen Menschenfluges. Seinem technischen Genie und rastlosen Fleiß verdankt die junge Wissenschaft Wachsen und Gedeihen, und Lilienthalsche Vorarbeit war es, die in Amerika den Gebrüdern Wright zu dem Ruhme des ersten erfolgreichen Fluges verhalf. Aber die Entwicklung der Flugtechnik zu dem starren System, auf die Kraft von Motor und Propeller allein begründet, entfernte sich von dem Lilienthalschen Problem, in welchem die Form der Flügel und deren nur von einem kleinen Motor angetriebene Bewegung sich eng an das Vorbild der großen Vögel anschließt. Gustav Lilienthal, der Bruder und Mitarbeiter Ottos, nach dessen Tode wohl der einzige tätige Vertreter dieser Idee, arbeitet trotz seines hohen Alters noch unermüdlich in einer Halle des Tempelhofer Feldes an der Herstellung eines Vogelmodelles, das den Beweis der Richtigkeit ihrer Flugtheorien, an denen die beiden schon die Kräfte ihrer Jugend erprobten, erbringen soll.

Doch wozu? Wir fliegen ja jetzt über den Ozean! Der ruhelose Menschengeist hat Unerhörtes geschaffen! Es erwuchs uns ein Heldentum, wagemutig, tollkühn, ehrbegierig wie die Recken der Vorzeit! Die Not des fürchterlichen Krieges trieb uns, auch aus dieser neuen technischen Errungenschaft eine Waffe zu machen, und die Erfolge unserer Flieger verhalfen dem starren System zu schnellem Siege. Von dem Vorbild des mühelosen Segelfluges der Vögel, die über uns in stiller Majestät ihre Kreise ziehen, ist man abgewichen. Und nach dem Kriege baute man weiter aus; immer stärker den Motor, immer größer und eleganter die Kabine. Immer mehr Erdenleben und — Erdenstaub wurden mitgeschleppt in des Himmels jungfräulichen Bereich!

Die alte Menschensehnsucht, fliegen zu können wie der Vogel, ist nicht erfüllt, das Sehnen, das von Dädalos und Ikaros über Lionardo da Vinci bis zu Lilienthal seine opferreiche Spur gezogen, nicht gestillt! Das unter Mitarbeit seines Bruders von Otto Lilienthal geschriebene Buch „Der Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst" enthält ein Gedicht vom Verfasser, das in schlichten, ergreifenden Worten zeigt, wohin sein Hoffen und Streben ging, eine Stimmung des Friedens und der Ruhe auslösend, die mit den jetzt über den Himmel sausenden Flugzeugen nichts gemein hat.

„Uns trägt das Gefieder, gehoben vom Wind
Die weiten gewölbten Fittiche sind,
Der Flug macht uns keine Beschwerde.
Kein Flügelschlag stört die erhabene Ruh —
O Mensch dort im Staube, wann fliegest auch du,
Wann löst sich dein Fuß von der Erde?

So siehst du im niedrigen Fluge uns zieh'n
Im Abendrot über die Gärten dahin.
Zum Neste kehren wir wieder.
Auf heimischem Dache, da schlummern wir ein
Und träumen von Lenz und von Sonnenschein
Und ruh'n die gefiederten Glieder — — —"

Auch Lionardo strebte dem Vorbild des Vogels nach, das beweisen dem Fachmanne die hinterlassenen Schriften. Der Laie mag aus folgenden prophetischen Worten die ruhige Größe seiner zu idealem Aufschwung gestimmten Seele heraus fühlen. In richtigem Verständnis hat man sie dem Sockel des Lilienthal-Denkmals eingemeißelt:

„Es wird seinen Flug nehmen der große Vogel vom Rücken des Hügels, das Universum mit Staunen, alle Schriften mit seinem Ruhme erfüllen. Ewige Glorie dem Ort, da er geboren ward."

Otto Lilienthal brachte der Idee des vogelgleichen Menschenfluges das Opfer seines Lebens. Aber sein Werk starb nicht mit ihm. Es lebt, erhalten und gefördert durch seinen Bruder und übernommen von einer wachsenden Zahl tatenlustiger, hoffnungsvoller Männer.

Zwei Welten.

Was unsrer Jugend heißes Träumen war,
So brennend groß,
Das fällt uns nun nach manchem harten Jahr
Still in den Schoß!

O, damals hätte unsre Welt geloht
In Jubelbrand!
Da bebte uns von Lebenskampf und Not
Noch nicht die Hand! — —

Doch unser Weg schien blumenlos und weit
Und abgrundtief,
Seit unter Trümmern unsrer Jugendzeit
Die Sehnsucht — schlief — —

Sei wieder wach! Und, was da grau und hart,
Wird bunt und weich! —
Nur wer das große Jauchzen sich bewahrt,
Ist wahrhaft reich!

Marga Finck.

Kuhlmann in der Sommerfrische.

Eine Ferientragödie von **Georg Wagener.**

„Herr Kuhlmann", sagte der Chef zu seinem treuen Buchhalter, „es wäre mir ganz lieb, wenn Sie übermorgen Ihren Urlaub antreten würden, weil es so am besten mit meinen Ferienplänen paßt."

So fuhr Herr Kuhlmann ergebungsvoll in Urlaub. Eigentlich paßte ihm die Zeit gar nicht, denn Fräulein Jettchen, die er in sein Herz geschlossen, hatte ihm zu verstehen gegeben, daß sie erst in vierzehn Tagen nach Hinterwald in die Sommerfrische gehen würde. Aber der Dienst ging vor, und so saß Herr Kuhlmann eines Tages bekümmerten Herzens und in Begleitung seines unzertrennlichen Terriers Flock im Zuge nach Hinterwald.

Dort entdeckte der niedergeschlagene Buchhalter, daß er vergessen hatte, sich vorher schriftlich eine Unterkunft zu sichern. So irrte er stundenlang mit Flock von einem Bauernhaus zum anderen, um ein Zimmer zu suchen. Überall wurde er abgewiesen: „Tut uns leid, alles besetzt!" Schon verzweifelte Herr Kuhlmann daran, in Hinterwald noch einen Platz für sein müdes Haupt zu finden; da gab ihm eine gutmütige Bauersfrau den guten Rat: „Versuchen's einmal oben beim Oberhinterwaldler. Da ist eine schöne Aussicht und gute Luft." Herr Kuhlmann ließ sich den Weg beschreiben und stapfte ergeben bergan.

Eine halbe Stunde später klopfte er an die niedrige Tür eines Bauernhauses. Eine gewichtige Frau im roten Kopftuch öffnete: „He?" — „Ach", meinte Herr Kuhlmann durch den kühlen Empfang verschüchtert, „mir ist unten im Ort gesagt worden, Sie hätten vielleicht noch ein Zimmer zu vermieten."

Die Frau sah ihn prüfend an: „Können's denn auch Küh' melken?" Herr Kuhlmann staunte: „Sie scheinen mich falsch verstanden zu haben. Ich möchte nicht als Gehilfe bei Ihnen

eintreten, sondern ein Zimmer für die Zeit meines Urlaubs mieten." Die Frau blieb ungerührt: „Ich hab' Sie gefragt, ob Sie Küh' melken können. Wenn S' es net können, müssen's sich eine andere Sommerfrisch' suchen."

Herr Kuhlmann sah schon die letzten Hoffnungen auf ein Zimmer schwinden und beeilte sich daher zu versichern: „Ja, ja, ich kann melken! Was hat das aber mit dem Zimmer zu tun?" — „Wenn wir einen Sommergast haben, geh'n wir in den Wald Blaubeeren suchen, und der Zimmerherr muß dann unsere Bläß melken", beschied ihn die dicke Frau.

Nun durfte Herr Kuhlmann sein Heim für die nächsten vierzehn Tage betrachten. Das Zimmer war zwar niedrig und klein, aber besser als gar keines. Außerdem mußte — nach dem Aussehen der dicken Frau zu schließen — die Kost gut sein. So wurden die beiden handelseinig.

Die ersten Tage verliefen ereignislos. Herr Kuhlmann fühlte sich ganz wohl trotz der schlechten Erfahrung, die er mit der viel gepriesenen Aussicht und der guten Luft vom Oberhinterwaldler Hof gemacht hatte — ein riesiger Düngerhaufen war nämlich der einzige Berg mit Höhenluft, den er von seinem Stubenfenster aus sehen konnte. Seinen Schmerz über Fräulein Jettchens Abwesenheit wußte er mit der guten, kräftigen Kost seiner dicken Wirtin zu betäuben. Eine vorsichtige Frage, ob er bald in die Verlegenheit kommen würde, die Bäuerin beim Melken zu vertreten, wurde mit der erfreulichen Auskunft beantwortet: „Es ist noch zu kalt zum Blaubeerenpflücken." So benutzte Herr Kuhlmann die Galgenfrist, um morgens und abends der Frau das Geheimnis des Kuhmelkens abzusehen.

Eines Abends aber überfiel die Bäuerin ihren Sommergast mit den schicksalsschweren Worten: „Also, morgen in aller Früh' geht's in die Blaubeeren. Da müssen's um sechs Uhr auf die Wies' und die Kuh melken. Abends sind wir wieder da." Herrn Kuhlmanns Herz pochte in Vorahnung schrecklicher Ereignisse.

Er konnte die ganze Nacht nicht schlafen, hörte morgens um drei die Bauersleute aufbrechen und kroch zur befohlenen Zeit müde und zerschlagen aus dem Bett. Mißmutig holte er sich den niedrigen Melkschemel und den Eimer; dann machte er sich, von Flock begleitet, auf den Weg nach der nahen Wiese.

Dort lag behäbig wiederkauend Bläß, der Stolz des Oberhinterwaldlerhofes. Mißtrauisch sah sie den ungewohnten Melker kommen, stand langsam auf und trottete von dannen. „Bläß, Bläß!" lockte Herr Kuhlmann. Doch das unvernünftige Vieh wedelte nur ablehnend mit dem Schweif und zog der entlegensten Ecke der großen umzäunten Wiese zu. Herr Kuhlmann trabte mit Flock hinterher.

Die Uhr auf dem Kirchturm von Hinterwald schlug siebenmal, als der unglückliche Melker schweißgebadet alle Fangversuche aufgeben wollte. Da kam ihm plötzlich eine Erleuchtung. Er ließ Schemel und Eimer liegen und ging ins Haus zurück.

Wenige Minuten später trat Herr Kuhlmann, mit einem schmierigen Rock, einer Bluse und einem roten Kopftuch als Bäuerin verkleidet, auf die Wiese. Seine List gelang vollkommen. Bereitwillig nahm Bläß die vorschriftsmäßige Haltung ein, Herr Kuhlmann ließ sich neben ihr auf dem Schemel nieder, und Flock sah in gespannter Erwartung zu. Bläß wandte den dicken Kopf und betrachtete mit sichtlichem Behagen die gewohnten Vorbereitungen zu ihrer Erleichterung.

Da besaß eine Fliege die Frechheit, sich kitzelnd auf Herrn Kuhlmanns Nase zu setzen. In menschenfreundlicher Absicht fegte Bläß das Tier mit einem Schweifschlag fort. Herr Kuhlmann flog vor Schreck nach rückwärts in Gras. Bläß machte verwunderte große Augen, als unter dem Rock eine Männerhose zum Vorschein kam. Die falsche Melkerin raffte sich rasch wieder hoch und brachte die Finger ans Euter. Ein dünner Milchstrahl schoß neben den Eimer ins Gras. Dann versiegte die Quelle. Bläß wunderte sich über die unsachgemäße Behandlung und wedelte mißtrauisch mit dem Schweif.

Da schoß Flock herbei und faßte das buschige Ende, in der guten Absicht, seinen Herrn vor weiteren Purzelbäumen zu bewahren. Das war zuviel für Bläß. Plötzlich sauste ihr Hinterteil in die Höhe, und ein Hieb ihrer breiten Klaue warf Flock, Herrn Kuhlmann, Schemel und Eimer über den Haufen.

Flock war empört; kläffend jagte er hinter der Kuh her und trieb sie auf der Wiese herum. Herr Kuhlmann saß trübselig im Gras und sammelte seine bestürzten Sinne. Da trabte Bläß, von Flock gehetzt, geraden Weges auf ihn zu. Herr Kuhlmann raffte sich hoch und stolperte, durch den langen Rock behindert, nach dem rettenden Zaun. Mit ängstlicher Hast kletterte er über die rauhen Fichtenstämme, hakte mit dem Rock an einem Ast fest, glitt aus und blieb, den Kopf nach unten, wie eine mißglückte Vogelscheuche in der Luft hängen. Flock ließ die dumme Kuh fahren, setzte sich mitleidig neben seinen Herrn und heulte ihn teilnahmsvoll an. Bläß trottete friedlich von dannen.

Da puffte ein Kleinauto den Weg vom Ort herauf und blieb wenige Meter von Herrn Kuhlmann stehen. Eine junge Dame sprang heraus, lief auf den Unglücklichen zu, sah ihm ins angstverzerrte Gesicht und staunte: „Herr Kuhlmann, Sie Ärmster, was machen Sie denn hier?"

Der verunglückte Melker wäre am liebsten vor der jungen Dame, die niemand anders als Fräulein Jettchen war, in den mitleidigen Erdboden versunken, doch der Rock hielt ihn gefangen. Inzwischen war ein junger Herr näher gekommen. Er besah sich die Lage verständnisvoll und erlöste Herrn Kuhlmann aus seiner schwebenden Pein.

Dann folgten beiderseitige Erklärungen, und Herr Kuhlmann erfuhr, daß Fräulein Jettchen dem Wagen des freundlichen jungen Herrn zu Liebe ihren Urlaub schon früher angetreten hatte und am frühen Morgen aus Hinterwald aufgebrochen war, um dem alten Freund ihren Verlobten vorzustellen.

Das gab Herrn Kuhlmann den Rest. Er packte seine Sachen, legte das Kostgeld für vierzehn Tage auf den Tisch der Wohnstube und den Hausschlüssel unter die Tür. Dann kehrte er, unbekümmert um Bläß und ihr strotzendes Euter, dem Oberhinterwaldler Hof den Rücken und fuhr nach Hause.



Bunte Chronik



* **Vier Jahre sind vier Jahre.** Als Herr Geyer heiraten wollte, war er 35 Jahre alt; als er tatsächlich heiratete, auch. Als er Fräulein Mara kennenlernte, sagte sie, daß sie 40 Lenze zähle; doch nach zwei Jahren bekam Herr Geyer heraus, daß sie nunmehr 46 sei! Da kein Mensch in zwei Jahren sechs Jahre älter werden kann, mußte sie damals gelogen haben. Hatte sie auch. Die Klage des Ehemanns auf Scheidung gaben drei Instanzen statt; die Frau aber ging zum Reichsgericht, das aber auch nicht anders urteilte. Es ist dies die erste derartige Klage seit vierzehn Jahren gewesen, und die erste überhaupt im neuen Deutschland, die Entscheidung daher von besonderer Bedeutung. Die Beklagte machte geltend, daß bei einer Frau um die Vierzig herum ein Unterschied von vier Jahren gar keine Rolle mehr spiele. Was der Mann entschieden bestritt, der im übrigen die unwiderlegliche Behauptung aufstellte, er hätte seine Frau niemals geheiratet, wenn er gewußt hätte, wie alt sie sei. Vier Jahre seien vier Jahre; das fühle man um so mehr, je älter man werde. Das Reichsgericht meinte, es sei unerheblich, ob eine Frau mit 44 noch so „jugendlich" wäre, wie eine von 40 Jahren; doch bei rechter Würdigung der Ehe könne ein derartiger Unterschied an Jahren den Willen eines Mannes zur Eheschließung maßgebend beeinflussen.

*

* **Ewig wandernde drahtlose Wellen?** Ein Ingenieur der Marconigesellschaft hat die Theorie aufgestellt, daß die drahtlosen Wellen eigentlich nie ganz verloren gehen, und daß es möglich sei, sie immer wieder mit Hilfe entsprechender Empfangsapparate aufzufangen. Es soll bereits gelungen sein, solche Wellen, die schon dreimal um die Erde gegangen waren, wieder aufzufangen.

Lustige Rundschau



* **Familienanschluß.** Friedlich erklärt in Gesellschaft: „Wir behandeln unsere Dienstboten, wie zur Familie gehörig!" — „Da würden sich unsere aber schön dafür bedanken!" meint Frau Kratzbürste naiv.

*

* **Grob.** Sie: „Niemals habe ich ein Vergnügen!" — Er: „Aber ich bitte dich. — Vorgestern warst du im Konzert, gestern auf einem Ball und heute im Theater." — Sie: „Gewiß, aber mit dir!"

*

* **So war es nicht gemeint.** Meister Knieriem beim Frühstück zu seinem neuen Lehrjungen: „Du, die Pelle von de Wurscht, die esse ick immer mit!" — Drauf der Lehrjunge: „Na scheen, Meester, denn werd' ich se immer for Sie uffheben!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.